

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

Peter Pott

urn:nbn:de:bsz:31-62031

„Ich nicht,“ erwiderte die Samariterin, „aber meine Freundin, die heilige Apollonia, die ist Spezialistin gegen das Zahnweh. Ihr sollt ihre Tropfen haben. Hinfender, wenn Ihr die Heiden aus dem Kalender hinaustreibt.“

„Und den heiligen Gallus will ich bitten, daß er Eure Gänse, und den Kollegen Wendelin, daß er Eure Schafe beschütze,“ sagte Herr Barnabas.

„Und der heilige Pelagius muß Euer Rindvieh vor Krankheit bewahren, und Eure Schweine, die schütze ich selbst,“ sagte Herr Antonius.

„Nein, nein und dreimal nein!“ rief der Hinfende halb zornig, halb lachend. „Eher lasse ich mir alle Zähne ausreißen, ehe ich einen einzigen Deutschen aus meinem Kalender reißen lasse. Gänse, Schafe, Rindvieh und Schweine habe ich keine, mein ganzer Viehstand besteht in einer Amsel, und für die brauche ich keinen Heiligen. Und damit Basta! Gute Nacht, meine Herrschaften; ich möchte noch ein wenig schlafen.“

„Nur noch ein einziges Wort, Hinfender!“ sagte St. Barnabas mit wichtiger Miene, „und wenn Ihr das gebört habt, so werdet Ihr andere Saiten aufziehen. Wir sind mit außerordentlichen Vollmachten ausgerüstet, und wenn Ihr unserm Ansuchen entsprechet und den Kalender reiniget, so find wir ermächtigt, Euch, als äußersten Preis, das Diplom der — Heiligkeit anzubieten! Den Heiligenschein haben wir bereits bei uns! He, Hinfender? Was sagt Ihr nun?“

Dieser aber wurde jetzt ernstlich zornig. „Heilig? das seht mir noch!“ schrie er, und griff nach dem Leuchter auf seinem Nachtschischen. „Jetzt machet, daß Ihr hinauskommt, oder...“

Ein arges Gepolter machte das Zimmer erbeben, und der Hinfende fuhr auf aus seinem unruhigen Schlummer. Er hatte im Schlafe das Nachtschischen umgeworfen. Auf der Lahrer Stadtkirche schlug es 1 Uhr. „Das war ein kurioser Traum,“ sagte der Hinfende und legte sich auf die andere Seite.

Das sind die Abenteuer des Hinfenden mit den Apothekern und mit den Heiligen.

Peter Pott.



Der geneigte Leser, wenn er in seiner Jugend die Geographiestunden nicht geschwänzt hat, wird wohl schon wissen, daß es dort hinten am Wupperflusse, der sich unterhalb der Stadt Opladen in den Rhein ergießt, eine Gegend gibt, die man das Bergische Fabrikland

nennt. Der Name sagt es schon, und es führt den Namen auch nicht umsonst, denn auf den Höhen und in den Thälern wimmelt es von Fabriken, großen und kleinen, und das Land sieht aus wie ein Spargelbeet im Mai, nur sind die Spargeln hier von Stein und Eisen, bis zu 100 Fuß und mehr hoch, und blasen Dampf und Feuer gen Himmel, daß man Angst hat um die lieben Engeln dort oben, sie möchten geräuchert und verbrannt werden. Wenn die Spinner und Weber vorzugsweise die Thäler inne haben, so haben die Schmiede und Schlosser sich zu Herren der Berge gemacht, und auf den Höhen dampfen die Schloten, stöhnen die Blasbälge, hämmert, schleift und feilt es, daß man meint, Vulkan selber habe hier seine Werkstätte aufgeschlagen. Da werden alle nun erdenklichen Werkzeuge gemacht, aus Stahl und Eisen, wie sie der Schreiner, der Zimmermann, der Böttcher, der Klempner, der Drechsler, und viele andere Handwerker und Künstler nöthig haben, und diese Artikel werden ausgesendet in alle Welt, durch ganz Europa, nach Nord- und Südamerika, nach Ost- und Westindien, wo es irgend etwas zu hämmern, zu nageln, zu bohren, zu meißeln und zu verschließen gibt, und was die Kugeln aus dem Wupperthal, und die Säbelflingen aus Solingen zu bedeuten haben, das haben die Franzosen in den letzten Jahren mit Schrecken erfahren.

Es ist überhaupt ein merkwürdiges Land, dieses Bergische Land, und trotzdem der Boden bei vieler und mühsamer Arbeit nur wenig trägt, so trägt er doch per Quadratmeile 30,000 Menschen, die dem schlechten Boden zum Troste, mit offenem Kopfe und rüstiger Hand, durch Fleiß und Energie ihr Brod und sogar Wohlstand und Reichthum gewinnen. Ein sprechendes Beispiel, daß es für die Intelligenz einer Bevölkerung ein wahres Glück ist, wenn die Natur ihre Gaben den Menschen nicht allzufreigiebig an die Köpfe wirft, z. B. wie den Italienern und Spaniern, die nur das Maul aufzusperren brauchen, und die Natur stopft ihnen Zwiebeln, Orangen und Makaroni hinein; dafür bleiben sie aber auch faul, dumm und bigott.

Doch nicht von den Italienern und den Spaniern wollten wir erzählen, sondern von einem Manne, der im Wupperthale lebt, von

Peter Pott, dem Schmiede.

Der Mann arbeitet nicht in einer Fabrik, sondern wie viele andere, auf eigene Faust, als ein freier Mann, als sein eigener Herr, und früh und spät schwingt er den Hammer, und bringt sich mit Weib und Kindern ehrlich und redlich durch die Welt. Er hat sich, wie alle dortigen Kleinhandwerker, auf einen einzigen Artikel geworfen, und weiß denselben recht sauber, rasch und gut herzustellen; nämlich er verfertigt eiserne Schieber, wie sie an Fenstern, Thüren, Kisten und Kästen in aller Welt gebraucht werden. Unser Peter ist eine kreuzbrade Haut, die keinem Kinde etwas zu Leide thut, sich mit Federmann verträgt, und von den Nachbarn als grundehrlicher und gemüthlicher Kerl wohl gelitten und gerne gesehen ist.

Aber ein vollkommener Engel, — wenn überhaupt ein Schmied ein Engel sein kann, — ist er doch nicht, denn er hat einen großen Fehler, ein chronisches Leberleiden, im gewöhnlichen Leben Durst genannt. Wenn er seine Waare abgeliefert, oder Sonntags, oder wenn sich eben gerade Gelegenheit bietet, passiert es ihm manchmal, daß ihm der Heimweg viel zu schmal vorkommt, daß er unterwegs eine Standrede an den Mond hält, oder dem Wegweiser zuruft: „He da! Ausgewichen! Ich bin's, der Peter Pott!“

Aber auch in dieser gehobenen Stimmung ist Peter kein Zänker und Krakeler, nein, er ist mit sich und mit der ganzen Welt zufrieden, er fühlt sich glücklich und reich, ja reicher selbst als Rothschild, mit dem er in solchen Augenblicken schwerlich tauschen würde.

Freilich zu Hause läßt es dann nicht immer glatt ab; am ehelichen Himmel pflegt dann ein Gewitter aufzuzieigen, das sich als Platzregen über dem Haupte Peters

entlabet, den er indefs mit musterhafter Geduld und ohne Regenshirn über sich ergehen läßt, und gelassen hinnimmt was das Schicksal in Gestalt seiner guten Frau, die er herzlich lieb hat, über ihn verhängt.

Kürzlich aber ist dem Peter Pott doch etwas passiert, was ihn auch von diesem Fehler gründlich kurirt hat.

Peter hatte eine Bestellung von mehreren Hundert Duzend Schiebern auszuführen gehabt, — es war die größte Arbeit, die er je übernommen, — und seinem rastlosen Fleiße war es gelungen, die Arbeit zur festgesetzten Zeit fertig zu bringen. Den größten Theil der Waare hatte er durch einen Speditour bereits an seinen Bestimmungsort befördert, die letzte Lieferung aber wollte er in seinem Tragforbe selbst zur Eisenbahn bringen, um mit seinem Auftraggeber abzurechnen, und sein sauerverdientes Geld in Empfang zu nehmen.

"Peter", sagte seine Frau, als sie ihm zum Abschiede die Hand reichte, "Peter, komme nicht so spät nach Hause. Der Weg ist weit, und mit dem vielen Gelde durch den dunkeln Wald — es könnte Dir in der Nacht ein Unglück passieren."

"Wah!" sagte der Peter, "hab keine Sorge Marianne; ich habe da einen guten Freund bei mir" — dabei schüttelte er seinen Knotenstock — "und zu was wäre denn der Spitz da?" Der Spitz war dem Peter sein Hund, sein treuer Gefährte, der ihm in der Werkstätte den Glasbalg drehte, und der ihn auf allen seinen Wanderungen begleitete.

Peter war nie ohne seinen treuen Spitz, und wenn man den Spitz sah, war gewiß auch der Peter nicht weit. Darum sagte der Peter: "zu was wäre denn der Spitz da?"

Frau Marianne lächelte und drohte mit dem Finger: "Schon recht Peter, aber komme mir nur nicht mit einem Doppel-Spitz nach Hause."

"Was Doppel-Spitz", postete der Peter und wurde ein wenig roth, "so was kommt nicht vor. Eine Flasche vom Guten, die hab' ich verdient, und der wird im rothen Löwen der Garau gemacht, und kein Tropfen weiter, so wahr ich . . ."

"Peter, schwöre nicht", sagte seine Frau, "geh' mit Gott und sei ein braver Mann!"

Peter wanderte mit schwerer Last und leichtem Herzen, gefolgt von seinem treuen Hunde der Eisenbahnstation zu. "Doppel-Spitz? Ja wohl", murmelte er vor sich hin, "die gute Marianne. Nichts doppelt, wir bleiben einfach! Nicht wahr Spitz?" Der Spitz machte einen Luftsprung, als wolle er seine Anerkennung ausdrücken, daß sein Herr ihm keinen Nebenbuhler geben wolle.

Nach mehrstündigem Marsche traf Peter auf der Eisenbahnstation ein. Es war ein heißer Sommermorgen, Peter war müde und durstig, und auf der Bahnhofrestauration winkten die blinkenden Gläser und die vollen Flaschen, und ein für die Biertrinker so verführerisches Klopfen, zeigte Peter an, daß eben ein frisches Fäßlein schäumendes Lagerbier angeschoben werde. Aber Peter dachte an seine Marianne daheim und an sein Versprechen;

sei ein Mann, Peter," sagte er, stopfte seine kurze Pfeife mit ächtem Pfälzer, wendete dem Schanktisch feuchend den Rücken und ging in die Vorhalle hinaus. "Ich will doch sehen wer Herr ist von uns beiden, ich oder mein Durst!" und Peter dampfte aus seinem Nasenwärmer wie eine Lokomotive um seinen Durst in Rauch aufgehen zu lassen.

Nach einer Viertelstunde saß er im Eisenbahnzug, in einem Wagen 3. Klasse und flog seinem Bestimmungsorte, der Stadt X . . . zu.

In der Eisenbahn sagte er zu sich: "Peter, Du bist ein ganzer Kerl, alle Hochachtung, da muß Dich sogar Deine Alte daheim drum loben."

In der Stadt beim Kaufmann und Eisenhändler Martin war die Ablieferung bald im Reinen. Herr Martin lobte Peter wegen seiner Pünktlichkeit und wegen seiner guten Arbeit, er nannte ihn einen tüchtigen Arbeiter und braven Mann, so daß dem Peter das Herz schwoll; und Herr Martin bestand darauf, ehe es an's Abrechnen ging, mußte sich Peter an den Tisch setzen und auf dem Tische stand



„Es macht gerade 190 Thaler, ich mache aber die 200 voll, weil Ihr so tüchtige Arbeit geliefert.“

ein Schinken, so appetitlich und saftig, und ein Kartoffelsalat, und eine Flasche Rheinwein, der funkelte wie flüssiges Gold durch das weiße Glas. „Esst und trinkt, Ihr habt's verdient“, sagte Herr Martin, „ich hole inzwischen das Geld.“ Da ließ sich Peter nicht zweimal sagen, er machte sich an die Arbeit, und der Spitz, obgleich er diesmal keinen Glasbalg zu treiben hatte, erhielt auch sein Theil. Die Flasche war leer, der Kartoffelsalat verilgt, und in der Schinken eine große Bresche hineingearbeitet, da kam Herr Martin wieder auf seinem Kabinete und sagte: „Es macht gerade 190 Thaler, ich mache aber die 200 voll, weil Ihr so tüchtige Arbeit geliefert“, und zahlte 200 funkelneue Thaler auf den Tisch. Auch machte Herr Martin gleich wieder eine neue große Bestellung

auf zweihundert baares Geld. So vieles baares Geld einmal hatte Peter niemals besessen, nicht einmal im Traume. Er stieg durch die Straßen der Stadt wie auf Stelzen, ein nie geahntes Selbstgefühl schwellte seine Brust, und er schlug an seine mit Silber gefüllten Taschen, als wolle er sagen: "Was kostet das Wuppertal? ich bezahle es baar". Eigentlich hätte er jetzt nach Hause fahren können, denn in einer Viertelstunde ging der nächste Eisenbahnzug ab; "aber nein", dachte er, "prekürst nicht; muß doch meiner Alten auch etwas mitbringen, ein warmes Halstuch, das sie sich schon lang gewünscht, und eine neue Haube und eine seidene Schürze; die 10 Thaler Leberthun für meine Maria. . ."

Die Geschenke waren eingekauft und in den Tragkoffer verpackt und jetzt feuerte Peter ernsthaft dem Bahnhof zu, denn in einer halben Stunde ging wieder ein Zug ein Schnellzug. Als aber Peter am rothen Löwen vorbeikam, blieb er stehen, und schaute sich die Bestie, die in dem Wirthshaus schaukelte, an. Der Löwe hielt ein schäumendes Bierglas in den Bordertafeln und streck-

die Zunge heraus, als wolle er von dem Bieze kosten. Dem Peter lief das Wasser im Munde zusammen. „Was so ein Schinken einen Durst machen kann, es ist nicht zum glauben. Mit dem Schnellzuge heimsfahren, 2. Klasse? Meine Alte fiel ja in Ohnmacht. Zudem, die Flasche beim Kaufmann Martin gilt eigentlich gar nicht und . . .“

Da wurde das Fenster im Löwen aufgemacht und des Löwenwirths rundes Vollmondgesicht lächelte dem Peter entgegen. „Grüß Gott, Herr Pott“, rief der Löwenwirth, „schenken Sie mir auch die Ehr; sind ein paar gute Bekannte da; eben frisch angefohen.“

Zwei Minuten später sah Peter hinter des Löwenwirths Tisch, hatte das erste überfüllende Bierglas in der Hand, und stieß mit seinem Freunde Bernhard an, der als Landwehrmann gegen die Franzosen im Felde gestanden, und mit dem Barbier Kreyer, der mit einem Sanitätszug zweimal in Metz gewesen.

„Grüß Gott Bernhard!“

„Grüß Gott Peter!“

„Zum Willkommen, Kreyer!“

Die Gläser stießen zusammen, und die drei Freunde begrüßten ihre Gesichter in die schäumenden Humpen.

„Herr Löwenwirth, noch eine Halbe!“

„Mir auch eine!“

„Mir auch!“

„Also bei Gravelotte warst Du, und Du bist bis Metz gekommen? Nun erzählet Jungens!“

Und sie erzählten, Trauriges und Lustiges, alles durcheinander, Schlachtengetümmel und Spitaljammer, Wahres und Unwahres, und der Barbier log, daß Peter Pott Mund und Nase aufsperrte.

„Herr Löwenwirth, noch mehr Bier, ich zahle Alles!“ rief Peter in seinem Entusiasmus.

„Unser Kaiser Wilhelm soll leben! Hoch und ausgetrunken Ihr Männer!“

„Und unser Fröh! Hoch!“

„Und der Mostke! Hoch!“

„Lieb Vaterland, magst

ruhig sein!“ Und so wurde erzählt, toastirt, getrunken, und gesungen. Peter war so glücklich und seelig, daß er Ort und Zeit vergaß. Da, als der Löwenwirth sein Glas erhob und rief: „Und der Bismarck, der soll auch leben, der zu allererst!“ da fiel dem Peter seine Alte ein, denn Frau Marianne spielte in dem Haushalt Peters ungefähr die gleiche Rolle, wie der eiserne Graf im deutschen Reiche.

„Jungens, jetzt noch einen Abschiedstrunk! Ich muß fort, sonst verfehle ich den letzten Zug! Hier meine Beche!“ Er warf zwei blanke Thaler auf den Tisch, schüttelte seinen Freunden die Hände, griff nach Korb und Stock und steuerte, seinen Spitz im Kielwasser, dem Bahnhofe zu, und sang unterwegs: „Lieb Vaterland magst ruhig sein“, daß die Fenster zitterten.

Auf dem Bahnhofe war Alles still, der Schalter geschlossen, der Wartesaal leer. „Ich bin zu früh gekommen“, dachte Peter und setzte sich in den Wartesaal und wartete. Nach einer Weile kam der Portier mit einem

Besen in der Hand und fing an den Saal auszufegen.

„Heba, guter Freund, seget mich nur nicht zum Zimmer hinaus!“ rief Peter entrüstet über diese rücksichtslose Reinigungsmaßregel. „Wann geht der Zug ab?“

„Ist schon vor einer halben Stunde abgegangen“, antwortete der Portier, ohne sich in seinem Geschäfte stören zu lassen.

„Ich meine den nächsten Zug, wann geht der nächste Zug?“

„Morgen früh sechs Uhr“, antwortete der Mann mit einer empfindenden Gemüthsruhe. „Geht jetzt hinaus, guter Freund, ich muß die Lichter löschen.“

Peter war wie vom Donner gerührt. „Was, heute kein Zug mehr? Ich muß aber fort, ich muß heim zu Frau und Kindern! Donnerwetter, ich muß, habt ihr gehört?“

„Guter Freund, machet keinen Skandal und gehet hinaus, oder ich rufe den Herrn Bahnhofinspektor!“

„Der Teufel ist Euer guter Freund!“ schrie Peter er-

boost, „rufet nur Eueren Inspektor, ist mir gerade recht; ich muß heim zu Frau und Kindern!“

Der Portier ging kopfschüttelnd hinaus und kehrte in zwei Minuten mit dem Bahnhofinspektor zurück.

„Hier ist der Mann, Herr Inspektor, er will durchaus den Wartesaal nicht verlassen!“

„Ich muß heim, Herr Inspektor, ich muß heim zu Weib und Kindern,“ schrie der arme Peter fast weinend vor Aufregung.

„Aber guter Mann, das ist heute nicht mehr möglich“, beschwichtigte der Beamte, „Ihr müßt warten bis morgen früh!“

„Ober vielleicht befehlen der Herr Baron einen Extrazug?“ sagte der naseweise Portier und lachte höhnißch. Da stieg dem Peter das Blut ins Gesicht: „Was Baron? Muß man Baron sein um mit einem Extrazug zu fahren?“

„Nein“, sagte der Beamte lachend, „mit Extrazug kann Jeder fahren, der das Geld dazu hat. Euch aber möchte der Spaß doch zu theuer sein?“

„Zu theuer?“ schrie Peter und schlug an die Tasche, „was kostet so ein lumpiger Extrazug nach N . . .“

„Fünfundzwanzig Thaler!“

„Fünf und zwanzig Thaler? Bestellt! Hier sind 25 Thaler! Einspannen lassen! Peter Pott ist kein Baron, er fährt aber doch per Extrazug; seine Mittel erlauben ihm das!“

„Ganz nach Belieben“, entgegnete der Inspektor höflich, „in einer Viertelstunde können Sie abfahren, Portier, schicken Sie den Bahnhofaufseher auf mein Bureau; ich werde inzwischen den Extrazug nach N . . . telegraphiren.“

In einer Viertelstunde sah Peter mit seinem Spitz in der I. Klasse und der Extrazug dampfte zum Bahnhofe hinaus.



Zwei Minuten später sah Peter hinter des Löwenwirths Tisch.

„Lieb Vaterland magst ruhig sein“, sang der Peter zum Wagenfenster hinaus.

Das Telegramm, daß ein Extrazug kommen werde, hatte inzwischen in Y große Aufregung veranlaßt. Der Bahnhofinspektor in Y , der wußte, daß seit einigen Tagen Sr. Excellenz der Herr Regierungspräsident erwartet werde, hatte nichts Eiligeres zu thun, als die städtische Behörde von dem Inhalte des Telegrammes in Kenntniß zu setzen, denn er setzte voraus, daß es nur eine hohe oder gar eine allerhöchste Persönlichkeit sein könne, die Y mit einem extrazuglichen Besuche beehre; denn auch der deutsche Kronprinz befand sich in Regierungsbezirke, und es konnte möglicherweise sogar der Kronprinz sein. Der Bürgermeister war außer sich; in einer Stunde konnte der Zug eintreffen und es war noch nichts vorbereitet. Ist es der Kronprinz, ist es der Präsident? Das Telegramm gab hierüber keinen Aufschluß. Für den Kronprinzen war eine Beleuchtung des Städtchens und ein Festessen in der Fortuna vorbereitet, für den Präsidenten sollten nur die Straßen besaggt werden.

„Ich lasse festessen, beleuchten und besaggen“, war der weise Entschluß des ersten Gemeindebeamten, „so paßt es für alle Fälle.“ Die Amtsdienner jagten in der Stadt herum, um die Gemeinderäthe zusammenzutreiben, in allen Straßen tönte die Glocke des Ausschellers, der die Einwohner aufforderte, schleunigst ihre Häuser zu beleuchten und zu besaggen, und der Fortunawirth ließ sämtliche Glockern auf seinem Hofe die Hälse abschneiden zum Festessen.

Der Herr Bürgermeister ließ sich inzwischen von der Frau Bürgermeisterin noch die 2 Neben überhören, die er seit 14 Tagen vorbereitet hatte, eine für den Kronprinzen, und eine für den Präsidenten; dann stürzte er im schwarzen Frack und in weißer Halsbinde auf den Bahnhof, wo schon der Gemeinderath nebst dem städtischen Musikkorps aufgestellt waren. Der Bahnhofinspektor in großer Uniform benachrichtigte die Herren, daß der Telegraph soeben die Nachricht gebracht, daß der Zug die nächste Station passirt habe. In einer Viertelstunde müsse er eintreffen. Die Herren Gemeinderäthe gaben ihren Gesichtern einen unterthänigen Ausdruck, die Musikanten stimmten ihre Instrumente, und der Herr Bürgermeister ging mit etwas bleichem Angesicht auf die Seite, um seine 2 Neben noch einmal herzulagen.

Jetzt ertönte der Pfiff des nahenden Zuges, die rothen Augen der Lokomotive wurden sichtbar, und 2 Minuten später hielt der Extrazug vor der städtischen Abordnung. Das Fenster der I. Wagenklasse war herauß gelassen. Doch zeigte sich Niemand.

Der Herr Bürgermeister war in großer Verlegenheit. Ist es der Kronprinz, ist es der Präsident? Es ist offenbar der Kronprinz, denn der Präsident hätte sich bereits

unter dem Fenster gezeigt. Der Bürgermeister räusperte sich, machte vor dem leeren Fenster eine tiefe Verbeugung und sprach:

„Kaiserliche Hoheit! Die Ver . . . Vertreter Ihrer ge . . . getreuen Stadt Y sind erschienen, um uns in aller U An Unterthänigkeit Eure Kaiserliche Hoheit“ Hier kam der Bürgermeister aus dem Concept und es gab eine kleine Kunstpause. Unter dem Fenster erschien als noch Niemand, nur aus dem Innern des Wagens ertönte ein vernehmliches Schnarchen, das gar nicht kaiserlich klang, und das leise Knurren eines Hundes. Der Zugmeister war inzwischen von seinem Sitze herabgestiegen, und betrachtete in maßlosem Erstaunen die feierliche Scene: „Aber meine Herren“, wollte er eben sagen, da winkte der stehengebliebene Bürgermeister verzeugsvoll mit der Hand, die Musik fiel ein, Bummera! Bummera! und der Gemeinderath schrie: „Seine Kaiserliche Hoheit hoch, hoch und abermals hoch!“

Jetzt regte es sich in dem Wagen und unter dem Fenster erschien das schlaftrunkene und erstaunte Gesicht des Peter Bott.

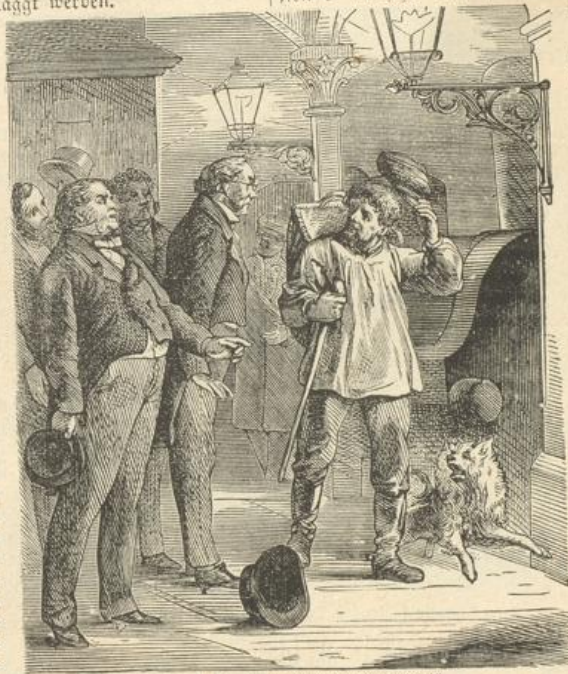
Der Zugmeister riß lachend die Wagenthüre auf, und heraus tritt unser Peter, den Tragkorb auf dem Rücken und den Stock in der Hand, und sich noch einmal umwendend, rief er in den Wagen hinein: „Spitz, hieher!“

Etwas verwundert schritt Peter an den Herren Gemeinderäthen vorbei, lupte seine Mütze und sagte: „Guten Abend, meine Herren!“

Der Herr Bürgermeister ließ vor Schrecken seinen Hut fallen, und die Gesichter der Gemeinderäthe verlängerten sich in einer beunruhigenden Weise. „Das ist ja“, stotterte einer, „das ist ja Peter Bott der Schmied! Und per Extrazug?“

„Aufzuwarten, meine Herren“, sagte Peter und schritt eiligst fürbas, denn die ganze Geschichte hing an, ihm unheimlich zu werden. Von dem Zugmeister aber die Erstarrung der Deputation in ein nicht enden wollendes Gelächter. Nur der unglückliche Bürgermeister lachte nicht, er riß seine weiße Halsbinde vom Halse und steckte sie in die Tasche, und stürzte durch die hell beleuchtete und besaggte Stadt auf das Rathhaus. Von hier aus jagte er die Amtsboten und Ausscheller durch die Stadt um die Festlichkeiten wieder einstellen zu lassen.

Für das Festessen mußte der Fortunawirth aus der Stadtkasse entschädigt werden. „Warte, Peter Bott, das will ich Dir gedenken!“ murrte Ingrimmig der eckboße Bürgermeister. Armer Peter, als ob der etwas dafür gekonnt hätte. Er wandelte durch die festlich schmückte Stadt, ahnungslos, daß ihm zu Ehren die ganze Herrlichkeit veranstaltet worden, und durchaus nicht festlich gestimmt, denn er dachte an die Empfangsfeierlichkeiten zu Hause, wenn er seiner Marianne die Geschichte



„Das ist ja Peter Bott, der Schmied!“

mit dem 25 Thaler-Zuge erzähle. Und als braver Mann hat er's am nämlichen Abend noch gethan, er hätte nicht schlafen können, wenn er's seiner Alten verheimlicht hätte. Ob's einen Sturm gegeben hat, oder ob das schöne Halstuch, die seidene Schürze und die Haube als Wetterableiter dienen, hat man nicht erfahren. Am andern Morgen freilich hatte Frau Marianne verweinte Augen, und Peter hämmerte in seiner Werkstatt darauf los, als sei der arme Ambos Schuld an der ganzen Geschichte. Als aber die Nachbarn die Nachricht brachten, daß all' die Festlichkeiten, die Musik, die Deputation, die Beleuchtung und Alles dem Peter zu Ehren veranstaltet worden, da ging in Mariannens Gesicht die Sonne wieder auf, und sie mußte herzlich lachen. Peter aber gab seiner Frau die Hand und sagte: „Alte, meine Hand darauf, das war das Letztmal!“ Bis heute hat er's gehalten, der Peter. Freilich die Ablieferung der neuen Bestellung ist noch nicht gemacht. Der Bürgermeister aber ist gegen den Peter immer noch verkrümpelt.

wir indessen unsere eigenen bürgerlichen Röcke ausklopfen, daß die französischen Motten und anderes französisches Angezeifer, was sich seit Jahrhunderten in unsere gesunde deutsche Wolle eingefressen hat, davon fliege. Die französischen Soldatenröcke sind auch richtig ausgeklopft worden, aber unsere deutschen Röcke wimmeln nach wie vor von dem alten wässigen Unrathe, ja es ist sogar noch mehr dazu gekommen. Die Deutschen haben sich mit ihrem Blute ein großes, mächtiges Vaterland erkämpft, aber so vielen vaterländischen Stolz haben sie sich doch nicht errungen, daß sie endlich einmal die vielen fremden und namentlich französischen Brocken, Lappen und Schellen, mit denen sie ihre schöne, reiche deutsche Sprache behängen und einen Hanswurst aus ihr machen, auf den Mist werfen, wohin dieser Plunder gehört. Ist so etwas erhdrt? Man möchte aus seiner deutschen Haut fahren und eine französische Karrenlappe daraus machen. Unsere schöne, edle, reiche deutsche Sprache, mit einem französischen Lack überpinselt, und wir selber sind bei dieser Tüncherarbeit die Pinsel!

Vom Affen abzustammen, wie Karl Vogt uns lehrt, ist nicht besonders schmeichelhaft für die Würde der Menschheit, aber heute, im Jahre 1874 noch ein Affe zu sein, und gar noch der Affe der Franzosen zu sein, derselben Franzosen, denen wir die Ferse auf den Nacken gesetzt haben, das ist doch hundert und tausendmal Psui! Aber freilich, es macht den Leuten so viel „Pläsir“ ein wenig Wälsch dazwischen zu „parliren“, es sieht so gebildet aus, und der größte Esel, wenn er nur seine Gesellen mit französischen Brocken spicken kann, ist nicht mehr „absurd“ und „ennuyant“, und sülzt in der „Hautevolee“ seinen Platz aus. Hat der Kerl auch noch an der Börse gespielt und in seiner Dummheit durch „Hauffe“ oder „Baisse“ gewonnen, so gehört er zur „Crème“ der Gesellschaft.

Den Unfug mit den vielen Fremdwörtern, und namentlich mit den französischen will der Hinkende an einem Weispitel deutlich machen: Also z. B. ich komme in einer deutschen Stadt mit der Eisenbahn an. Der „Conducteur“, der mir schon auf der vorhergehenden „Station“ mein „Billet“ „coupirt“ hatte, öffnet mein „Coupé“, und ich dränge mich auf dem „Perron“ durch die „Passagiere“, die



Vom Affen abzustammen, ist nicht besonders schmeichelhaft. nach der „Restauration“ strömen, um sich dort für die Weiterreise zu „restauriren“. Abtritte gibt es auf vielen deutschen Bahnhöfen gar nicht, das ist unanständig, sondern „Lieux d'aisances“ oder „Commodités“, und wenn je deutsche „Abtritte“ da sind, so sind sie für „Herren“ und „Damen“, und die Bauern müssen auf deutschen Eisenbahnen über solche Bedürfnisse erhaben sein. Ich habe aber mit solchen Anstalten nichts zu thun, weder mit „Soll“ noch „Haben“, sondern ich übergebe mein Gepäck einem „Commissionär“, der mich in das nahe gelegene „Hotel de France“ führt. „Hotel de France“ glänzt mit riesigen goldenen Buchstaben auf einem himmelblauen Schilde; unter dem steht „Hufnagel, Propriétaire“. Hufnagel heißt der „Chef“ des „Hotels“, d. h. nicht der „Chef“, denn der „Chef“ das ist ja der Koch, und der eigentliche „Chef“ heißt in Deutschland: „Propriétaire“.

Des Hinkenden Voten Strafpredigt an den geneigten Leser.



er Hinkende will auch einmal eine Predigt halten, obgleich er nicht Geistlich studirt hat. Es soll aber auch keine geistliche

Predigt sein, sondern eine vaterländische Predigt und zwar diesmal eine Strafpredigt. Der Hinkende hat's schon lange auf dem Herzen, und er muß einmal seinem Herzen Luft machen und von der Leber weg reden, sonst wagt er noch einen Schlagfluß, und den Gefallen möchte er den Schwarzen doch noch nicht thun. Also nichts für ungut, wenn der Hinkende im Eifer etwas grob wird, denn er steht auf der Kanzel und auf der Kanzel kann man sich schon etwas herausnehmen. Der Text seiner Predigt ist ausgezeichnet, oder sollte doch ausgezeichnet sein, in jedem deutschen Herzen und heißt . . . Nun Ihr werdet schon hören, um was es sich handelt, denn der Text soll Euch ja gelesen werden.

Meine Freunde!

Als der Hinkende die Kriegstrompete schmettern hörte, als der deutsche Michel warm wurde und sein Zorn losbrach gegen den verbrecherischen Uebermuth der prahlhansigen Franzosen, und als unsere deutschen Jungens hinüber marschirten, um den Franken Achtung einzupfeischen vor deutscher Vaterlandslicbe und deutscher Ehre, da subelte der Hinkende, und dachte: drüben klopfen sie den Franzosen die Soldatenröcke aus, und hüben werden

meister täu-
liche Verbe-
retreter
erschienen.
berthigung
der Bürger-
neine Knaue-
hemand, nur
ein vernehm-
ung, und das
ter war inspi-
und betrach-
ere: Man m-
nichte der ge-
all mit der ge-
f und der
sper hoch, in
ard unter der
schonnte Gsch-
Kon.
agmeiter eig-
Bogentänze
dann tritt in
den Traufsch-
lken und den
e Hund, und
annal unwe-
in den Es-
: Spitz, die
ops verurthe-
Peter an bei
demeindever-
Lupke sein
agie: „Guten
Herren“
e Herr Wagn-
vor Schanda
allen, an die
der Gemein-
ngerten sich
verührenden
ist ja, hundert
ist ja kein
Schmück! Die
gang“
Lufnummern,
en“, sagte Pe-
t elligst find-
ganze Geistes-
ihm ungesch-
en. Wer den
des Verhören-
mendes Schick-
e nicht, er
chte sie in die
Spiele und
ter aus jage-
ie Stadt in
Portunant
arta, Peter
ste ingrimm-
als es
e durch die
s ihm zu
s, und
die Empfind-
hartame bin